



Frühlingslied.

Hinaus, hinaus aus dumpfem Haus,
Der Frühling ist erschienen;
Schon ward das Thal zum Blütenstrauch,
Umsäumt von fleiß'gen Bienen.

Hell singt der Vöglein munter Chor
Auf frisch belaubten Zweigen,
Und jubelnd aus der Saat empör
Sieht man die Vögel steigen.

Der Schmetterling entschwebt der Grut,
Der Frosch quakt sich sein Stücken,
Und in der sonnurchlängtesten Luft
Tanzst froh ein Schwarm von Mägdchen.

Es trieb der Mai durch's kleinste Reis
Erneute Lebensäfte,
Und auch dem lebensmüden Greis
Verjüngten sich die Kräfte.

Nimm hiervon mir den duft'gen Strauch,
Du Strom zu meinen Füßen,
Und trag' ihn in die Welt hinaus,
Du weißt schon wen? zu grüßen.

J. Julius Sturm.

Das Grab von Samara.

Von Hugo Klein (Wien).

[Nachdruck verboten.]

Während der Herrschaft Mahadi's, des Vaters der
Khalifen Musa und Harun-al-Raschid, lebte in Samara ein
Jude, Namens Jusuf, welcher reich war an Schätzen aller
Art, seine Kisten und Kisten füllten sich mit kostbaren
Kleinodien, mit funkelnendem Golde und glühenden Edel-
steinen. Er hatte auch eine Tochter, Namens Saffia,
deren Anmut und Lieblichkeit viel gerühmt wurde. Jusuf
fand keine rechte Freude an seinem Reichthum und pflegte
zu sagen:

„Ich sehe meine Hede voll Perle, meine Lager kost-
barer Stoffe, meine Herde von Maulseelen und Kameelen
— aber was sind sie werth? Es ist wahr, nicht Jeder
kann sie erwerben — aber Jeder kann sie verlieren!“

Er machte dabei eine negierende Handbewegung und
ein mürrisches Gesicht. Aber dann lächelte das ganze,
weißbärtige Antlitz, er rieb sich vergnügt die Hände und
sagte hinzu:

„Einen Schatz aber hat der alte Jusuf, den er nicht
verlieren kann und der ihm auf alle Fälle erhalten bleibt,
um den ihn Könige beneiden dürfen — das ist Saffia,
seine Tochter.“

Saffia war das Einzige in der Welt, was er liebte,
das ist gewiß. Als sie heranwuchs, umgab er sie mit
aller Pracht, die sein Reichthum verschaffen konnte. Er
baute ihr einen schmucken Palast am Ufer des Tigris,
einen Palast, den er mit besonderer Glanz ausschmückte,
ließ, wo ein Herd von Sklaven und Sklavinnen den Ge-
boten der Herrin zu gehorchen hatten. Dieser Palast lag
inmitten der herrlichen Palmengärten der Tigris-Stadt,
in welcher der Khalif so gerne zu Fußwandeln pflegte.

Einmal blieb sein Gefolge weit hinter ihm zurück,
Mahadi verirrte sich unter den Palmen, kam auf diese
Weise zufällig an der Gartenmauer Jusufs vorbei und
erblickte die schönste Woge Hebrons'. Er hielt überausst
sehr Kopf an und verlor sich in die Bewunderung dieser
blendenweißen, sammtartigen Haut, dieser feingekzeichneten,
zerlichen Brauen, dieser dunklen, grauschimmernden, mär-
chenhaften Augen, dieser rabenschwarzen Locken, die von
mattglänzenden, kostbaren Perlensträhnen durchzogen waren.
Was ihn besonders entzückte, war die holde, jugendliche
Lieblichkeit, der Jugendglanz, der über das weiße Gesicht
ausgestreitet war. Mahadi staunte lange die Schönheit
des Mädchens an und podchte dann entschlossen am Garten-
thore.

Saffia öffnete ihm unverzüglich. Er grüßte das schöne
Kind in der artigsten Weise.

„Ich habe mich verirrt“, sagte er, „und möchte mich
leben. Kennst Du mir nichts bieten?“

„Doch“, sagte das Mädchen, indem es zur Nische in
der Mauer schritt, „hier ist mein Abendbrod, laß' es Dir
menden. Ich habe Zeit und Du bist müde.“

Sie gab ihm ihr Abendbrod — es war aber wirklich
nichts weiter wie Brod mit Milch. Der durch Süßigkeiten
vermüdete Gaumen Saffias sah in Brod und Milch eine
Gourmandie, die sie sich an diesem Tage gerade vergönnen
wollte. Der Khalif wollte sie nicht um ihr Mahl bringen,
vielleicht war es ihm auch allzu fragal.

„Halt Du nichts Anderes, als Brod und Milch?“
fragte er.

„Ich kann Dir auch Anderes bieten“, sagte Saffia
lächelnd, „dann mußt Du Dich aber ein wenig gebüden.“

Sie verschwand mit leichtem Schritte zwischen den Ge-
büschen und brachte nach einer Weile einen mit Wein ge-
füllten Krug aus dem Hause herbei, das man umweit
bemerkte, halb verdeckt zwischen dem Grün der Feigen-
bäume, halb bedeckt vom Laub der Schlingpflanzen, die
sich an seinen Mauern emporrauten.

„Kennst Du mich?“ fragte Mahadi die Schöne.
„Nein“, antwortete sie.
Mahadi legte den Mund an den Weinkrug, that einen
langen Zug und sagte dann:

„Ich bin einer der angesehensten Rathgeber des Khalifen.“
Die Entfällung machte auf das Mädchen keinen Ein-
druck.

Mahadi trank zum zweiten Male und sagte dann:
„Nein, ich bin ein noch viel Größerer, als ich Dir ge-
sagt habe.“

Das Mädchen schwieg auch auf diese Erklärung. Der
Khalif mußte bemerken, daß die Tithaturen, die er sich
begelegt hatte, der Schönen nicht zu imponiren schienen.
Winkten Fürsten kommen, um ihr Interesse zu erwecken?

„Kennst Du mich nun?“ fragte er.

„Ich halte mich, Herr, daran, was Ihr gesagt habt“.
Es war offenbar, sie wollte keine Andeutung verstehen.
Er machte einen dritten, tiefen, den früheren nicht nach-
stehenden Schluck aus dem Weinkrug, dessen köstlicher
Inhalt wohl ein Gebot des Korans vergessen lassen durfte,
— und gab sich zu erkennen.

„Nun wohl“, sagte er, „ich bin der Khalif, dem die
ganze Welt huldt.“

Kaum hatte Mahadi diese Worte gesprochen, so trat
Saffia an die Bank heran, auf der er saß, nahm ihm mit
sanfter Gewalt den Krug aus den Händen und stellte ihn
zur Seite.

Ueberrascht sah Mahadi den Beginn des Mädchens zu.
„Du nimmst mir den Wein?“ fragte er.

„Herr“, erwiderte Saffia, „wenn Ihr noch einen Schluck
thut, so sag' Ihr mir wohl, Ihr seht die Probe. Ja,
ich fürchte, daß Ihr, falls Ihr ein fünftes Mal trinken
solltet, Euch für Gott, den Allmächtigen, ausgeben werdet.“

Der Khalif lachte über den Witz des Mädchens.
„Gieb mir den Krug wieder“, sagte er, „und ich will
nichts sein, wie Du bist.“

Damit konnte man sich wohl begnügen.
Er begriff es und sie hatte es wohl auch gedacht, die
Schelmin, denn sie lächelte verständnißvoll, als sie ihm
den Krug wieder reichte. Mahadi begann mit Saffia zu
plaudern und vergaß bald den Krug. Er erkundigte sich
nach ihrem Vater, der eben in Geschäften nach Damaskus
gereist war, er fragte sie nach ihrem Namen und lobte
die Schönheit ihrer Augen. Die schlagfertigen, immer
wichtigen Antworten des schönen Kindes zogen ihn noch
mehr an, als die jugendliche Grazie desselben. Die Stern-
lichtlein flackerten schon am Himmel auf, als Mahadi mit
Saffia noch immer im Garten promenierte.

„Nun muß ich scheiden“, sagte der Khalif, „es ist leicht,
mit Dir den Tag zu verplaudern.“

„Es ist spät geworden“, erwiderte die Tochter Jusufs,
„Du kannst ja morgen wiederkommen, Herr!“

„Darf ich wirklich Dein Gast sein?“

Sie gab keine Antwort und sah ihn nur lächelnd an.
Das Lächeln gab ihm die Erlaubnis, er verlangte, in
den reißvollen Augen aber funkelte etwas wie ein erster
Schimmer von Liebe.

Mahadi kam jeden Tag wieder und promenierte mit
Saffia in dem Palmengarten.

„Du darfst immer wiederkommen, so lange mein Vater
auf Reisen ist. Dann aber können wir uns nicht mehr
sehen. Er haßt die Andersgläubigen und fürchtet für die
Tochter, die er liebt.“

Er sprach ihr von ihrer Schönheit und seiner Liebe;
er fand sie beide unermesslich.

Sie lenkte traurig das Köpfchen und wiederholte mir:
„Es kommt bald ein Tag, da müssen wir für immer
scheiden.“

„Wissen wir wirklich?“ rief er lebhaft aus.

Er schlang den Arm um den erbebenden Leib des schö-
nen Mädchens und drückte einen Kuß auf die glühen-
den, rothen Lippen.

„Ah, ich fürchte meinen Vater“, flüsterte sie.
„Wen haßt Du zu fürchten, wenn ich Dir zur Seite
stehe?“

Er sprach ihr noch lange davon.

Sie lufwandeln im Mondlicht, küßend und kofend.
An der Pforte harrete das edle Roß des Reiters, der sich
stets entfernte, wenn es Saffia gebot. In einer blüthen-
durchdufteten Sommernacht aber kehrte Saffia nicht mehr
in das Haus zurück; sie ließ sich von dem Geliebten auf
das Roß heben und verschwand mit ihm im Dunkel der
Baumgruppen.

Und da kam er zum ersten Male wieder darauf zurück,
wo er sei.

Er entführte sie in den stolzen Palast des Khalifen.

Als Jusuf nach Hause kam, fand er das Nest leer
und das schöne Vöglein ausgeflogen. Er wollte es An-
sich nicht glauben und durchtrieb Stunden lang suchend
Haus und Garten. War es wahr? War es möglich?
Konnte es sein? Warren, ihn nicht die Sklaven, trieb
nicht die Tochter ein grauhames Spiel mit ihm, um das
Wiedersehen doppelt freudig zu gestalten?

Er suchte vergebens, sie war fort. Der Schmerz über
das Verschwinden des geliebten Kindes brachte ihn fast
von Sinnen. Vom Fieber geschüttelt, forschte er die
Diener aus. Und sie erzählten ihm von dem stattlichen
Araber und der Gartenpforte, die sich ihm zu öffnen

pflegte, von den abendlichen Spaziergängen zwischen der
Blumenhede, von jener letzten Begegnung, von der die
Herrin zur Befürzung der Dienerschaft nicht wiederkam.
Wer hatte es gemacht, die Hand auf Saffia zu legen?
Es mußte ein Mächtiger sein, der das Ansehen Jusufs
mißachtete. Der Vater ließ sich den Fremden schildern.
Man beschrieb ihm einen Mann wie andere mehr.

„Sagt mir Kennzeichen, besondere Kennzeichen...“

Der Eine erinnerte sich an eine weiße Narbe, die sich
über die gebräunte Stirne des Fremden zog, ein Anderer
hatte noch die prächtige Rubinengraffe auf dem weißen
Turban, dem Abzeichen des Reichthums, im Sinn.

Jusuf hatte nun die Kennzeichen, von welchen er wissen
wollte.

Sie verriethen ihm, daß es Mahadi selber war, welcher
Saffia geraubt hatte.

„Geraubt? Hatte er sie wirklich geraubt? War sie ihm
nicht freiwillig gefolgt? Manches ließ das vermuthen.“

Der Vater mußte darüber ins Reine kommen.
Er enthandte einen geheimen Boten an sie, der Mittel
fand, bis zu ihr zu bringen. Jusuf verlangte, daß die
Tochter in sein Haus zurückkehre.

Die Tochter ließ ihm sagen, sie denke nicht daran. Sie
hätte sich freiwillig entfernt, weil sie Mahadi liebe, und
sie wolle den Geliebten nicht verlassen, weil sie das Glück
in seinen Armen gefunden habe.

Jusuf empfing die schmerzliche Botschaft.

Er hatte noch seine Kleinodien, die Städte mit Beckhinen,
die Lager kostbarer Stoffe, die Heere von Maulthierren
und Kameelen, Alles war ihm erhalten, was er sein Leben
lang zu verlieren gefürchtet; nur die Tochter, die er nicht
verlieren zu können glaubte, war für ihn verloren.

Er sah das als eine Strafe des Himmels für unvernünftige Reden an.

Es blieb ihm nur noch ein Geschäft zu erledigen; die
Tochter war für den Glauben und für den Vater todt
— man mußte sie begraben.

Im Gemache Saffias wurde ein prächtiger, mit Blum-
men geschmückter, mit rothleibener Decke umhüllter Sarg
aufgehakt. Die rothe Farbe gebührte der Jungfrau, die
Goit zu sich nahm. Zu Häupten des Sarges brannte
ein Kämpeln für die Seele der Abgeschiedenen und alte
Juden sprachen dort von Früh bis Abend ihre Gebete.

Am nächsten Tage fand das feierliche Leichenbegängniß
der schönen Saffia statt. Sechs jüdische Jünglinge hoben,
den leeren Sarg auf ihre Schultern und trugen ihn hin-
aus auf den Friedhof, die ganze jüdische Gemeinde von
Samara schloß sich tragend dem Leichenzuge der Abtri-
nigen an, als würde da wirklich ein Grab zur Aufnahme
ausgetragen, um in die kühle Erde geteilt zu werden.

Auf dem Friedhofe war bereits ein Grab zur Aufnahme
des leeren Sarges gehauelt. Man senkte ihn in die
Tiefe und schüttete die Grube zu. Auch Jusuf warf,
wie üblich, eine Hand voll Erde auf den Sarg; er war
bisher in seinen kalten, thränenlosen Schmerz unheimlich
anzusehen gewesen; nun aber brach er in ein konvulsif-
sches Schluchzen aus, als nähme er wirklich für immer
Abschied von einem geliebten Wesen, an dem sein Herz
mit allen Fajern hing und welches der Tod seinen Armen
entrieffen.

Er nahm die funerals Komödie verweisselt ernst.

Als Jusuf vom Leichenbegängniße heimkehrte, ließ er
die Gemächer mit schwarzen Tüchern bedecken. Er selbst
setzte sich barfuß auf die Erde und verharrte dort acht
Tage, trauernd um sein Kind.

Ein Jahr nach diesem Begräbnißtage aber ließ er auf
der letzten Ansehliche der Tochter einen prächtigen, ma-
normen Denkstein errichten, eine goldglänzende Inschrift
rühmte die Schönheit Saffias, der Tochter Jusufs,
„frühverstorben, betrauert und beweint von dem Vater,
den sie verließ.“

Saffia aber lebte trotz alledem, ja für sie hatte das
Leben erst am Hofe des Khalifen begonnen, wo der Sam-
melplatz der Kunst, Wissenschaft und Poesie Arabiens war,
wo ihr reger Geist erst die Sphäre fand, in die er ge-
hörte, und ihr Herz die Liebe, nach der sie schmachtete.

Mahadi liebte sie so glühend, wie er nie ein Weib ge-
liebt hatte und Saffia hing an ihm mit abgöttischer Zärt-
lichkeit. Mit ihrem Wize verdundelte sie alle Kivalitäten
im Harem des Khalifen, wußte den Geliebten immer neu
an sich zu fesseln und wurde die Königin seiner Feste.

Wie leicht zu errathen, lüchten Haß und Eifersucht das
Leben im Harem auch ihr zu vergällen. Die zurückgeleg-
ten Frauen des Khalifen wurden nicht müde, Intriguen
aller Art einzuleiten, um ihre die Liebe Mahadis abzu-
wenden. In der stillen, dunklen Sarems-Atmosphäre des
Orient's sind die Leidenschaft nicht weniger heftig und
zigellos, als in dem, jedem Lärm in der Straße geöff-
neten Hause des Abendlandes, dort fällt man die Zurück-
setzung und Vernachlässigung nicht minder schwer, wenn-
gleich das Zusammenleben mehrerer und vieler Frauen die-
selben an die geheiligte Liebe des Gobieters gewöhnen sollte.

Im Harem Mahadis aber richtete sich aller Haß, alle
gefränkte Liebe, alle verletzte Eitelkeit gegen Saffia, der
es gelungen war, das Herz des Verrückten aller Gläu-
bigen im Sturme zu erobern, und die sich wider alle
Erwartungen in ihrer steigenden Stellung auch zu behaupten
wußte.

Alle Anschläge gegen das zärtliche Verhältnis Safija's zu ihrem Herrn scheiterten indessen an der Liebe und dem Vertrauen Mahabi's zu der geistvollen Tochter Zufus aus Samara.

Dieses Verhältnis gestaltete sich auf die Dauer geradezu unerträglich für die ehrgeizige Hajana, eine der Frauen des Khalifen, welche den größten Einfluß auf Mahabi ausgeübt hatte, bevor der Stern Safija's den ihrigen verdrängte. Hajana war der neuen Haremshönen immer zuwiderkommend begegnet, denn das intrigante Weib wußte wohl, daß der Haß unter der Maske der Freundschaft immer besser seine Fellen stellen kann. Aller Kummer, der Safija im Harem widerfuhr, kam dem arglosen Geschöpfe auch von dieser Seite, die es am wenigsten im Verdacht hatte.

Als Hajana ein sah, daß die Liebe Mahabi's zu stark war, um erschüttert werden zu können, beschloß sie, sich der verhaßten Rivalin um jeden Preis zu entledigen. Zu diesem Zwecke sandte sie ihr auf goldenem Teller eine vergiftete Birne von jenseitiger Schönheit. Safija gönnte sich aber nicht das prächtige Opfer, da Mahabi eben zugegen war, und bot es ihm an.

Mahabi, überhäuft von Duft und Farbe der schönen Frucht, verscherte sie. Wenige Augenblicke nachher that das Gift seine Wirkung, der Khalif wälzte sich in entsetzlichen Krämpfen auf dem Divan und bevor die Frauen des Harems die Arznei herbeigeht hatten, war der Vater Harun-al-Raschid's eine Leiche.

Die erste That seines Nachfolgers war, den Harem aufzulösen, in dem sein Vater den Tod gefunden hatte. Hajana, die Giftmischerin, wurde hingerichtet.

Und so stand Safija, den Tod im Herzen, auf der Straße. Man ließ sie liegen und lud alle die Klößchen auf die Kamele, die ihr Mahabi zum Geschenk gemacht hatte. Wohin sollte sie sich wenden? Es gab für sie, wie sie dachte, nur einen Zufluchtsort. In das stille Haus am Ufer des Tigris wollte sie zurückkehren, zwischen den Palmengärten Samara's, wo sie in Ruhe ihre Tage verlebte, bevor sie in das Gemüth der Welt hineinbegegriffen, bevor sie alles Glück genossen und allen Schmerz erlitten, der jenseits jener Gärten, ephemerisch-wachen Männer des heimathlichen Gartens zu finden war.

Dort wollte sie in der ungeheuren Erinnerung an die vergangenen schönen Tage den Tod erwarten, den sie herbeisehnte.

Sie kam nach einer mehrwöchigen, in der Sonnengluth des Sommers zurückgelegten, erschöpfenden Reise in Samara an. Es war Abend, der Wind bewegte leise die mächtigen Bäume der Palmen, und Nachtschmetterlinge umflatterten die Kelche der Blumen. Es wurde Safija gar wohl im Herz. In einem solchen Abend war sie dem Geliebten an die Brust gedrückt, damit er sie weit führe in den Arnen der Liebe, das Herz berührt von Glück, die Seele begeistert von der Freude der gewonnenen Freiheit, den Kopf voll glänzender Zukunftspläne. Und an einem solchen Abend lehrte sie wieder heim, ein gebrochnes, verlassenes Weib, das um ein wenig Liebe betteln wollte.

Sie fühlte es: auch die väterliche Liebe konnte ihr krankes Herz nimmermehr dem Leben wiedergewinnen. Doch sehnte sie sich an jener zärtlichen Brust auszuruhen, wie ein Verwundeter nach dem frischsprudelnden Quell. Sie hatte aber noch nicht das Ende aller Prüfungen erreicht.

Eine greise Gestalt, geführt von einem Knaben, tauchte vor ihr auf der Straße auf.

"Vater! Vater!" rief Safija. Und sie eilte zu Zufus, um sich in seine Arme zu stützen.

Der blinde Greis aber streckte abwehrend den Arm aus. "Vater!" rief sie von Neuem. "Erkenntst Du mich nicht? Ich bin es, Safija, Deine Tochter!"

Doch der alte Mann schüttelte das Haupt. "Ich kenne Dich nicht. Safija, meine Tochter, ist todt."

"Sie lebt, sie ist hier und will sich in Deine Arme stützen!"

"Sie ist todt und begraben, sage ich Dir," wiederholte der Alte. "Du bist nicht meine Tochter."

"Vater!" rief Safija, die Hände ringend, "wills Du Dein Kind verstoßen?"

"Mein Kind ist todt," wiederholte der Alte immer wieder. "Führe mich fort, Knabe, denn ich kenne Jene nicht, die meine Tochter sein will, Safija, die Frühverstorbene."

Und er schritt die Straße dahin, gestützt auf die Schulter des Knaben. Entsetzt und vernichtet blieb Safija zurück. Sie setzte sich auf einen Stein am Wege und während die Thränen über ihre Wangen herabfloßen, versank sie in ein düsteres Brüten. Viele Leute gingen an ihr vorüber und sahen sie an. Manche sprachen auch zu ihr. Doch sie sah und hörte nichts. Sie glaubte nicht recht verstanden zu haben und grübelte dort am Eisensteine darüber nach, was ihr Vater sagen wollte. Wollte er sie nicht kennen? Wollte er sie verweigern? Oder erkannte er, der blind und lindlich gewordene Alte sie nicht mehr? Welcher Fall war schmerzlicher? . . . plötzlich sprang sie auf und lief mit gestrigeltem Fuße durch die Gassen zum Hause des Vaters. Dort pochte sie mit den Fäusten an die verschlossene Thür und rief:

"Vater! Vater! Öffne dem Kinde Dein Haus!"

Aber die Thür blieb verschlossen. Nur ein kleines, vergittertes Fenster in der Höhe öffnete sich und eine dumpfe Stimme sagte:

"Ich habe kein Kind. Safija, meine Tochter, ist todt."

Sie ließ einen heftigen Schrei aus und saß ohnmächtig zurück. Mitleidige Nachbarn hoben den verschlossenen Koffer auf und trugen ihn in ihr Haus. Dort wurde Safija wieder zum Bewußtsein gebracht.

Nun verstand sie bereits des Vaters Worte. Sie weinte keine Thräne darüber. War ihr nicht größeres Leid

widerfahren? Hatte sie nicht Mahabi verloren, den Geliebten? Er war ihr Alles in der Welt gewesen und mit ihm war ihr die Welt gestorben. Konnte sie das einen Augenblicke vergessen? Es war gut, daß man sie daran erinnerte.

Was ihr noch übrig blieb, war, zu sterben, wirklich und wahrhaftig zu sterben.

Und sie starb — nicht an einem Tage sondern langsam, in Wochen und Monaten. Sie starb an dem Gedanken, daß Mahabi gestorben war, der Mann, dem sie ihr Leben wehte. Sein Tod brach ihr die Zeit lang erhalten hätte sie die Liebe des Vaters noch eine Zeit lang erhalten können; vielleicht auch nicht; lange wäre sie ihr in keinem Falle eine Stütze auf dem Pfade des Lebens gewesen. Denn sie sehnte sich nach dem süßen Ruhelager tief unter der Erde, wo auch der Geliebte ruhte.

In einer mondlichen Nacht trug man sie hinaus nach dem „guten Ort“, wie die Juden den Friedhof nennen, wo ihr längst schon ein Grabstein errichtet war, legte man sie in das Grab, das ihrer längst schon herrte. Und Zufus, der Vater, hatte nun auch Recht. Safija, seine Tochter, war wirklich gestorben.

Meine Frau.

Stizze von E. Jabron.

(Nachdruck verboten.)

Ja, das ist etwas ganz Merkwürdiges, dieses Wörtchen „meine“. Es steht zuweilen in offenkundigen Gegenlage zu dem, was man über „die“ Frau im Allgemeinen sagt. Aber wie ein Blumenblättchen ganz etwas Anderes ist, als die ganze Dolden oder der ganze Strauch, wie überhaupt das Spezielle ausgeprochen verschieden sein kann von dem Generellen, so ist auch „meine“ Frau etwas ganz anderes als „die Frau“.

Einer meiner Freunde ist ein ausgezeichnete Frauenkenner; er studirt das andere Geschlecht mit einer Sorgfalt und Aufmerksamkeit wie eine Wissenschaft und er hat das seit Jahren gethan. In Folge dessen ist er währlich geworden, ihm gefält nicht sobald eine Dame, und wenn das einmal der Fall ist, kann man sicher sein, es ist etwas ganz Besonders an ihr; sie wird geistprühend sein, vielseitig gebildet, glänzen in der Unterhaltung und voller Talente. Auf das Neuere gibt er nicht viel. Eines Tages sieht man ihn wieder; er ist verheiratet. Seine Frau ist bildhüßig, aber durchaus nicht geistreich; sie hat gar keine Talente und ist nichts als ein einfaches, heiteres, liebes Persönchen.

Umgekehrt sagte ein Anderer: Die Frau „muß“ still sein, bescheiden, häuslich und süßsam. Und er heirathet eine Frau, welche extraganant und glänzend ist und ihn auf das Liebenswürdigste tyrannisiert. — Beide Gatten sind vollkommen zufrieden und glücklich.

Der große Theil unserer jungen Damen täuscht sich eben sehr über das, was „den Männern“ und das, was „den Mann“ gefält.

Es giebt eine ganze Kategorie von Mädchen, welche den Vogel abzufliegen meinen, wenn sie recht „stolt“ sind. Aber sie wissen nicht, daß die Huldigungen, welche ihnen die Männerwelt darbringt, nur aus dem Ansehen herrühren, welches sie ihnen bereiten.

Sollte eine Frau nicht zornig werden, wenn ihr ein solcher Gedanke kommt? Sollte sie nicht vorziehen, von zwei Uebeln das kleinere zu wählen und lieber als etwas langweilig gelten, denn als unzufrieden? Wenn die „schönen“ jungen Mädchen doch wüßten, mit welchem impertinenten kleinen Lächeln sich die Herren nach der Gesellschaft verschern, es sei jene höchst anständige, höchst aufgeweckte, kurz eine — fannose Person. Und selbst, wenn sie nicht jene Grenze überschreitet, die das Drollig-Ungeniehte, das Non-Spagise trennt von dem freien Weiben einer burschlichen Soubrette, leidet dann wird es noch oft genug vorzukommen, daß ein Weibchen, der es sich genug vornehmen, am liebsten ihr Tischchen ist, sehr große Augen machen würde, wollte man ihn fragen, ob ihm diese als „seine“ Frau zuzugewidmet.

Und man soll darüber nicht schelten. Ein Mann, der seine Frau wirklich liebt, wird sie vor jedem Staubchen behüten wollen; es würde ihn quälen, wenn er wüßte, hinter seinem Rücken sagen jene Bekannten auch so obenhin von seiner Frau: amüstante Person! Und die zarte Sorge, das achtsame Denken für seine Frau wird darin gipfeln, sie sicher zu setzen vor jedem anderen, als dem ehrerbietigen Blick.

Es ist noch lange keine Falschheit oder Engherzigkeit, wenn sie anderen Frauen dies und das nachsehen, was sie bei der eigenen Frau nie dulden möchten; es ist nur der ganz natürliche Gehankengang, sich erlauben zu sagen: die andere Frau geht mich nichts an; duldet ihr Mann ihr Wesen, so kann es mir recht sein, und zweitens zu erwidern, daß sich Eines nicht für Alle schick.

In dem Wörtchen „meine“ liegt nicht ein despotisches Willensvolles nach dem eigenen Geschmack, sondern vielmehr eine tiefe Zärtlichkeit, ein feiner Stolz, der damit nichts sagen will, als daß diese „seine“ Frau eben etwas von anderen Frauen weit Verschiedenes, etwas Unantastbares und Hohes ist. Er wird durchblicken lassen, daß die anderen Frauen sehr gut zur Unterhaltung, „seine“ Frau aber beglückend“ ist. Andere Frauen mögen im Foyer, auf dem Corso u. s. w. umringt sein und glänzen, „meine“ Frau glänzt als Zewel in meinem Hause. Kurz, an anderen Frauen läßt sich am besten und verständlichsten demonstrieren, wie „meine“ Frau — nicht sein soll.

Es ist umgekehrt im Verhältnis vom Mann zur Frau nicht dasselbe. Woher es kommt, kann nicht entschieden werden, es sei denn der Grund die alte Erfahrung, daß eine wahrhaft liebende Frau in ihrer Liebe so aufsteht,

daß sie ausnahmslos und bedingungslos nur in dem einen Wünsche lebt, in ihrem Mann das möglichst vollkommene Menschewesen zu erblicken, also auch die Vollkommenheiten an ihm bewundern zu können, welche ihn halb und halb ihr entrücken und ihn dem Gefallen der Welt preisgeben.

Wenn die Frau vom Mann im Allgemeinen hundert Tugenden und vielleicht auch, als Schatten des Lichts, keine Untugenden verlangt, so wird sie ganz dieselben Anforderungen ohne Einschränkung an ihren Mann stellen. Spielt bei der Auffassung des Mannes von dem Wort „meine Frau“ eine ganz keine Färbung Eifersucht hinein, welche die Frau am liebsten „ganz“ allein für sich haben möchte, so fällt das bei der Frau fort — eine natürliche Folge ihres selbstloseren Charakters. Aber in jener Beschränkung, in jenen Unterliebe, den der Mann macht zwischen „der“ Frau und „seiner“ Frau, liegen so viel zarte Schönheiten, daß man nur diese im Auge behalten und mit freundlichem Lächeln auf jenes Verlein hören sollte, was jeder dieser Gemüther heimlich singt: „Von allen schönen Frauen auf der Welt. Mir „meine“ doch am meisten wohlgefält!“

Männigfaltiges.

An eine Dame.

Aus dem Englischen des Harry Cornwall.

Das Leben ist ein Meer, und das Meer ist ein Meer.

Und du bist ein Meer, das in die Welt hineingehet.

Wie du trittst hervor!

Blöße, zarte Blume,

Golde Sonnenbrand.

Wind und Regenfluttern

Und der Nacht verhaun!

Weste, zarte Blume,

Schließ die Augen nun!

Liebt dich der Wind Anblid,

Es ist Zeit zu ruh'n!

Streb, du zarte Blume,

Streb im Sonnenchein!

Aus ist nun dein Tagwerk,

Aus ist deine Bein!

Glanz ward keinem Tage

Wese, als dir sich bot;

Unter Kos ist deines

Leben — Lieben — Tod!

Godfried Kinkel.

„Kleine Blumen, keine Blätter.“

Die Stunde nehmen wie sie kommt,

Wenn Wein nicht fragen ob er frommt,

Den Ernst in aller Brust bewahren,

Die Lust den Freunden offenbaren;

Allest auf Leben, Lust und Dichten

Fürchtlos im Tode zu versinken.

Doch unbekümmert um sein Graun

Amor die Dinge anschauen

Das hab' ich nun seit vielen Jahren

Als einzige Lebenskunst erfaun.

Emmanuel Geibel.

Ein Räthel aller Räthel ist, wie auf der Welt,

Sobald in jeder Stunde Falsches wird gethan,

Am Ende doch das Rechte stets gethan ist.

Richard Müder.

Warum, ihr Rosenband,

Quält ihr euch noch mit Gedanken?

Praktisch fällt man heut den Saß

Sich mit lobendern Gedanken!

Warum blüht der Fruchtbaum fort,

Oh'n um Gunt und Lohn zu merden?

Warum, wenn kein Leben dorrt,

Will er noch in Blüthen sterben?

Otto Roquette.

Quadrat-Arithmetisches von Berthold Arnan.

8

8 11 3 1 5 4 1

3 4 9 2

4

7 8 10 2

5 4

1 6 9 2

3 10 3 7 5 8 6

8 11 3 1 5 4 1 Königreich.

3 10 3 7 5 8 6 ein Reichemeister.

6 2 4 10 4 2 1 eine Art

Häufigen. 7 2 4 3 8 Weinmandorle. 7 5 6 3 6 Angelfrüher

Ausdruck eines Schriftstellers. 6 5 9 4 2 Raubtier. 2 4 9

5 8 Stadt in Sachjen.

Charade.

Mein Erbes bist du immer,

Wenn du die Letzten bleibst,

Mein Ganzes ist darüber,

Sobald du Antwort giebst.

Biographie von Marie Brittain.

Mag man mich auch rühmendt lefen,

Weil ich doch, was ich gewelen:

Eines jeden Menschens Freund,

Der mit Rath die That bereint.

—

Wird am mir kopirt das Leben,

Seine Lust und seine Qual,

Doch — ich steh' dann im Mural.

Sösungen aus Nr. 20.

1. Silbenaufgabe: Henry, Eigo, Schmeun, Robert, Abioi,

Celston, Engstov, Serbe, Sofranz — Antipho.) 2. Räthel:

Calstammertag. 3. Biographie: Adam, Wam. 4. Charade:

Seeiten. 5. Algebraische Aufgabe: Zug.

Notizen.

9. Richter in 8. E. S. dies richtig. Familie Freitag, Meta Müller,

in 3. Ernst Richter, Goethe-Gesellschaft, Antoinette Seebach

Selma W. Olga Kraus in 6. M. S. Carl Wilmshorst 2 4 richtig. E. S. S.

Die Gannet 5 richtig.

